

Leopold Tyrmand

FILIP

Roman



FRANKFURTER VERLAGSANSTALT

Sommer 1943: Der dreiundzwanzigjährige Filip, knapp aus sowjetischer Gefangenschaft entkommen und mit falscher Identität nach Deutschland geflohen, taucht als französischer Fremdarbeiter in Frankfurt am Main unter. Frech und von sich eingenommen, verschafft er sich eine Anstellung als Kellner im renommierten Parkhotel, das als Luxusherberge für Nazi-Bonzen gilt - in der Absicht, den Krieg »im Auge des Orkans« zu überleben.

Filip ist ein temporeicher Schelmen- und Hotelroman über einen ›jüdischen Felix Krull‹, der leichthändig und aus einer wenig bekannten Perspektive ein lebendiges Stimmungsbild einer deutschen Großstadt während des Kriegs entwirft. Dieser fabelhafte wie wichtige autobiographische Roman des rebellischen polnischen Bestsellerautors, der nun erstmals auf Deutsch vorliegt, lädt dazu ein, einen weltoffenen europäischen Erzähler zu entdecken.

Leopold Tyrmand

FILIP

Roman

Aus dem Polnischen von Peter Oliver Loew
Mit einem Nachwort von Andrzej Kaluza

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Inhalt

- 1 | Weißt du schon? ...
- 2 | Die Liebe ist, wenn man ...
- 3 | Zuweilen habe ich den Eindruck ...
- 4 | Pjotr, Marcel und Pierre trafen ein ...
- 5 | Meistens erwachte ich mit merkwürdig ...
 - 6 | Ich wusste, dass ich nicht ...
 - 7 | Wer kann das sein? ...
- 8 | Am nächsten Tag sprang Hella ...
- 9 | So wie vor ein paar Stunden ...
- 10 | Die ganze Nacht lang quälten mich ...
 - 11 | Ich wachte früh auf ...
- Nachwort | Ein Pole in der Mainmetropole
- Anmerkungen

1

»Weißt du schon? Blanca ist gekommen«, sagte Piotr und knöpfte sein Hemd über der Brust auf.

Ich lag auf Piotrs Bett und beobachtete mit Interesse, wie er das Ablegen des Fracks nach der Arbeit zelebrierte. Ich mochte Piotrs Gesten: die Art, wie er das Gesicht mit der Zigarette über das in den Fingern gehaltene Streichholz beugte, die Neigung des Kopfes und die Bewegungen der Hände beim Aufknöpfen des weißen Pikeehemdes, wie er es über den Kleiderbügel zog und in den Schrank hängte – all das war mir irgendwie teuer. Diese Freundschaft war wie ein Lächeln des Schicksals auf uns gekommen, wie ein Lottogewinn oder etwas in der Art. Es war gut, jemanden zu haben, dem man vertrauen konnte und für den man noch etwas mehr empfand, und gut war es, wenn dieser Jemand gleichaltrig war, ein junger, aufgeweckter Bursche mit hellem, boshafem Lachen und starken Schultern.

»Ich habe nicht einmal gewusst, dass sie fort war«, sagte ich faul. Wir hatten Sommer, das heiße Ende des Junis dreiundvierzig, hinter dem Fenster von Piotrs Zimmer lag, erstarrt in der Hitze, Frankfurt.

»Sie *war* fort«, sagte Piotr, zog Hose und Schuhe aus und schüttete Wasser in eine Schüssel. »Was für eine Knochenarbeit heute«, beklagte er sich und goss das Wasser über seinen schlanken, kräftigen Torso. »Warum

hast du heute nicht beim Mittagessen gearbeitet?«, fragte er. »Du warst doch schon zum Frühstück nicht da?«

»Doch, ich bin da gewesen. Es gab wenig Arbeit, also bin ich gegangen, ehe du so gnädig warst und dich zum Säubern des plattierten Geschirrs eingefunden hast. Brütsch hatte mir freigegeben. Doch vorhin hat er dich gesucht und verwünscht.«

»Weil er sich vom Morgen an hat volllaufen lassen. Während des Frühstücks haben sie neue Kisten mit Cognac hereingeschleppt. Wenn Brütsch anfängt, für Ordnung zu sorgen, dann weißt du, was kommt. Aber was geht mich das alles eigentlich an ...«

Ich streckte mich zufrieden: In jedem Winkel meines Körpers spürte ich eine gesegnete, satte Müdigkeit, die meinen jugendlichen Kräften keinen Abbruch tat.

»Ich bin ja so müde.«

Piotr stand in einer Badehose in der Mitte des Zimmers und trocknete sich mit einem Handtuch die langen, schlanken Beine ab. Danach zog er ein sauberes Turntrikot und die Trainingshosen aus Baumwolle an und setzte sich auf die Bettkante.

»Wann hast du zum letzten Mal so richtig gebrettert?«, spöttelte er.

»Gestern«, sagte ich glücklich. »Die aus Mainz ist gekommen.«

»Ja und? Wo?«

»Stell dir vor, sie hat sich ein Hotelzimmer genommen, an der Ecke Karlstraße.«

»Im Imperial?«

»Genau. Sie hat angerufen, von der Rezeption, ich habe mich für den Nachmittag im Café Schumann[1] mit ihr verabredet. Es war leer dort. Sie sah sogar ganz hübsch aus. Aber für nichts in der Welt wollte sie zu uns nach oben. Sie sagte, sie sei gekommen, um mit mir Spaß zu haben, und nicht, um vor Angst zu sterben.«

»Du Idiot«, sagte Piotr besorgt, »und, bist du zu ihr gegangen? Du Trottel. Warte nur, du treibst es zu weit.«

»Was sollte ich tun? Am Abend in ihr Zimmer zu gelangen, war kein Problem, aber als ich am Morgen runterging, sprach mich der Portier wegen des Schlüssels an. Ich rief ihm zu, dass meine Frau noch oben sei, und zog Leine. Wenn er nicht so phlegmatisch gewesen wäre ...«

»Du Trottel«, wiederholte Piotr und steckte sich mit einer bezaubernden, unvergleichlichen Bewegung eine Zigarette an. »Dir gefällt das, so ein Sprint, das Leineziehen, dass du ihn übers Ohr gehauen hast.«

»Mein lieber Piotr«, sagte ich, »sei nicht zornig. Ich bin so müde. Morgen ist Sonntag. Ich habe einen ganzen Tag lang frei.«

»Ich auch«, meinte Piotr.

»Wie?« Ich kam zur Besinnung.

»Was, wie?« Piotr lachte. »Ich habe einen Tag gut bei Vessely. Er will für mich den Sonntag übernehmen. Wir können aus der Stadt rausfahren. In den Taunus, ja? Lass uns Blanca mitnehmen.«

»Und Savino?«

»Mit Savino ist Schluss. Ich habe heute Morgen mit ihr geredet. Sie hat vor der Abreise aus Frankfurt mit ihm Schluss gemacht.«

»Oder er mit ihr?«

»Vielleicht«, sagte Piotr gleichgültig, »aber egal.«

»Das ist nicht so einfach«, sagte ich, etwas schien mir hier nicht in Ordnung zu sein. »Du kannst dich nicht so ohne weiteres an das Mädchen eines Kumpels heranmachen. Warte lieber ein bisschen. Schließlich waren sie und Savino so verliebt. Ich kann mich erinnern, dass Blanca eine Woche lang nicht aus dem Bett herausgekommen ist und Savino sich morgens nur den Frack überzog und um zehn Uhr wieder zurück im Bett war. Dasselbe um halb zwei, in den Frack und runter zum Mittagessen, um vier hoch und ins Bett gesprungen, um halb sieben in den Frack und zum Abendessen, um elf wieder ins Bett. Und das ging eine ganze Woche so, weißt du noch?«

»Ich weiß es noch«, sagte Piotr, »das ist Geschichte. Jetzt bedient Savino einen Gast im dritten Stock, die Frau des stellvertretenden Gauleiters. Er hat Karriere gemacht. Ich bin gespannt, wann sie das Zimmer wieder freigibt. Und in der Rezeption bibbern sie vor Angst.«

»Er ist Italiener«, seufzte ich vor Neid, »er darf alles. Und da er ansehnlich und adrett ist, klappt es. Es funktioniert.«

»Aber Blanca ist ausgerissen«, schloss Piotr. »Ganz schön ehrenhaft. Das ist überhaupt eine ganz außergewöhnliche Deutsche.«

»Hör auf«, ich musste lachen. »Hör mit diesem Gerede auf. Sie gefällt dir, und basta.«

»Ja, das tut sie«, sagte Piotr ruhig.

Das ist was Ernstes, dachte ich mir. Piotr sagte selten, dass ihm eine gefiel, Mädchen spielten in seinem zwanzigjährigen Leben nicht die wichtigste Rolle.

»Wenn sie dir so gefällt«, sagte ich und gab dem Wörtchen *so* eine überaus ironische Färbung, »dann weiß ich nicht, was ich noch sagen soll. Moralische Bedenken haben für dich also keine Bedeutung.«

»Zumindest weiß ich«, sagte Piotr, »dass sie mir nicht übel mitspielt. Dass sie mich nicht in ein Hotel zerrt, aus dem man mich mit einem Gestapowagen abholt.«

»Mein lieber Piotr«, sagte ich etwas pathetisch, »die aus Mainz hat Bruder und Mann an der Front. Du vergisst, dass Krieg ist und dass es unsere Pflicht ist, zu kämpfen. Jeder geht sein Risiko ein.«

»Du hast komische Methoden«, lachte Piotr heiter, »du kämpfst mit merkwürdigen Waffen.«

»Hier«, ich täuschte Wut vor, »direkt in der Mitte von Deutschland. Ich ziehe meine Methode jederzeit deiner vor. Mir würde es schwerfallen, einen Schrank voller gestohlener Weinflaschen als Beweis unseres Siegs anzusehen.«

»Ich führe einen Wirtschaftskrieg«, sagte Piotr lachend, »und zwar äußerst erfolgreich.«

»Denkst du«, murmelte ich. »Du weißt doch selbst nicht mehr, was du mit dem Geld anstellen sollst.« Was eine schreiende Ungerechtigkeit war, denn Piotr war in Geldsachen stets sehr loyal, er gab mir was, wenn ich es brauchte. Er tat es nicht allzu gerne und ersparte mir seine taktlosen Sticheleien nicht, doch er gab es mir trotzdem.

Und so lagen wir also am nächsten Tag mit Blanca am Fuße des Taunus im Gras. Wir waren am Bahnhof Oberursel ausgestiegen und hatten vergeblich versucht, der sonntäglichen Menge der Deutschen mit Kindern und Essenskörben zu entkommen. Die Ufer des erbärmlichen Baches waren von deutschen Frauen in Büstenhaltern und Sommerröcken belegt, da in dieser Umgebung ein Badekostüm nicht angemessen erschien.

»Was für ein Schwachsinn«, klagte ich, »anstatt zum Strand bei Mosler[2] zu gehen, im Juni einen idiotischen Maiausflug zu machen.«

Piotr schleppte wortlos eine Ledertasche mit Proviant und Wein; er passte irgendwie in diese Menschenmenge, und wäre er nicht groß und gutaussehend gewesen, was unter den männlichen Auserwählten hier die Ausnahme bedeutete, so hätte er sich kaum von ihnen abgehoben. Er war ein europäischer Spießler, und wenig unterschied ihn von den Soldaten auf Urlaub aus Hessen, dem Rheinland oder der Pfalz.

»Wir müssen uns von dieser beschissenen Meute absondern«, sagte Blanca, »wenn ihr hier die Flaschen herausholt, werden euch die Leute mit Blicken töten. So sind sie eben heute.«

Wir schleppten uns auf eine Anhöhe und legten uns nebeneinander in die Sonne. Wir hatten vergessen, eine Decke mitzunehmen, und das trockene Gras war schon brüchig und pikste, weshalb wir uns nicht bis auf unsere Badesachen ausziehen konnten. Piotr öffnete die Ledertasche und holte Butterbrote mit Salami und Limburger sowie zwei Flaschen Moselwein heraus.

»Es gab nichts Besseres als diesen Trarbacher«, meinte er beiläufig.

»Nichts Besseres ...«, sagte Blanca und vertilgte ohne Eile, doch systematisch ein Butterbrot nach dem anderen. »Ihr seid ja alle übergeschnappt. Was für ein Leben ihr führt. Manchmal, wenn ich euch so sehe, frage ich mich, ob die Nazis nicht recht haben. Jedenfalls hätte ich nichts dagegen, wenn man alle ausländischen Kellner öffentlich erhängen würde. Aus Rache für die Qual, die wir Deutsche empfinden, wenn wir eure gemästeten Visagen anschauen.«

»Du übertreibst«, sagte ich. »Ein Savino würde dir genügen.«

»Gegen Savino habe ich nichts. Italiener mag ich. Da schlagen bei mir die Wurzeln durch«, erläuterte sie.

»Meine Oma war eine Italienerin aus Tirol. Daher mein Name und mein Äußeres.«

»Ich nähre dich«, meinte Piotr, »und so zahlst du es mir heim.«

»Ich werde so was von wütend, wenn ich sehe, wie gut es euch geht. Wir verrecken langsam von dem Kartenbrot.«

»Nicht alle Deutschen verhungern«, sagte Piotr sachlich. »Wir wissen das am besten. Und nicht alle Ausländer trinken Moselwein. Geh über den Bahnhof und schau dir die Polen an. Wir aus dem Parkhotel sind ganz anders«, fügte er nicht ohne abschätzigen Stolz hinzu. »Wir verteidigen uns erfolgreich.«

Langsam packte mich die Wut. Blanca war vor allem anderen eine Deutsche, erst danach ein hübsches Mädchen

und ein guter Kamerad. Ich hatte nicht die Absicht, mich vor ihr zu rechtfertigen.

»Stimmt«, sagte ich, »es ist gar nicht so schlimm. Nimm zum Beispiel die alten Knacker vom Frankfurter Hof: Das Hotel ist nicht schlechter als unseres, Spitzenklasse, aber sie kriegen nichts hin, weil sie Deutsche sind. Und du, meine Süße, schaut mir nicht so aus ...«

»Wenn du wüsstest, was ich für ein Leben habe«, ließ Blanca mit vollgestopftem Mund hören. »Seit drei Wochen lebe ich praktisch im Zug. Ich habe keine Lebensmittelkarten, da ich mich aus Frankfurt abgemeldet habe. Ich esse, was mir gute Menschen geben. Meistens gute Menschen auf Urlaub von der Ostfront. Die haben das beste Herz und die meisten Karten.«

Jetzt ergriff mich Mitgefühl. Sie saß im Gras, jung, hübsch und schwarzhaarig, aß pausenlos, wie selbstvergessen. Ich fühlte mich ihr gegenüber reich und auch mächtig, also konnte ich mir wechselnde Stimmungen erlauben.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

»Sie haben mich zur Fabrikarbeit dienstverpflichtet. Kannst du dir das vorstellen, ich an einer Maschine?«

»Nein«, antwortete ich beflissen. »Ausgeschlossen. Ich sehe dich ausschließlich in Holzpantinen auf Keilabsätzen, in einer roten Bluse und einem kurzen dunkelblauen Rock, mit einer Tasche über der Schulter. So wie ich dich zum ersten Mal im Café Schumann gesehen habe. Du hast mir sehr gefallen. Nur«, ich seufzte, »Savino war eben schneller.«

»Ich bin nicht sicher«, meinte Piotr, »ob es richtig ist unterzutauchen. Jeder muss hart arbeiten. Schließlich haben wir Krieg. Unsere Minister schufteten in England in Munitionsfabriken. Und eine Verwandte der Königin auch. Du hast hier eine Mutter, ein Zuhause, du könntest ruhig ein wenig arbeiten.«

»Bei euch ist das was anderes. Ihr seid Patrioten. Aber mich wird niemand zur körperlichen Arbeit zwingen, solange ich solche Beine habe. Weder das Arbeitsamt noch die Gestapo. Wenigstens nicht zu körperlicher Arbeit in einer Fabrik.«

Sie zog ihren Rock weit hoch und zeigte, was für Beine sie hatte. Der Rock war billig, aus grobem Stoff, gar nicht sommerlich, ziemlich fleckig und zerknittert. Er sagte alles über ihr Leben als Ausreißerin. Blanca setzte eine Flasche Trarbacher an und trank lange. Danach legte sie sich auf den Bauch und stützte ihr Kinn auf die Hände. Piotr tat dasselbe, und so lagen sie mit ihren Gesichtern einander zugewandt, ihre Nasen trennten kaum mehr als zehn Zentimeter.

»Du bist Däne oder Flame oder so was, wenn ich mich recht erinnere«, sagte Blanca und tippte mit ihrem Zeigefinger leicht auf Piotrs wohlgeformte Nase.

»Nein, Holländer.«

»Aha, Holländer. Genau das meinte ich. Aber was macht das auch für einen Unterschied? Du wirst Leo genannt, stimmt's?«

»Nein. Piotr.«

»Und kürzer?«

»Kürzer: Piet. Das ist Holländisch.«

»Großartig. Und er?«, sie deutete auf mich. »Er ist Tscheche, nicht wahr?«

»Nein«, entgegnete Piotr. »Er ist Franzose.«

»Aber Savino hat mal gesagt, dass er nicht so wirklich ein Franzose ist.«

»Wovon redet sie?«, wunderte sich Piotr vorsorglich.

»Lass mich in Ruhe«, sagte ich mit übertrieben scherzhaftem Ton, »denn sonst kriegst du einen Tritt in den Hintern. Du, und Savino auch.«

Wie immer in solchen Fällen schlug die Stimmung auf der Stelle in gewaltige Unbekümmertheit um, so als hätten die gesprochenen Wörter keine Bedeutung.

»Was geht mich das auch an«, meinte Blanca versöhnlich. »Ist ein ganz lieber Junge«, wieder wies sie mit dem Kopf auf mich. »Stimmt's, dass er lieb ist?«

»Stimmt«, sagte Piotr. »Er ist sehr lieb. Und du bist ein hübsches Mädchen.«

Er griff träge nach der zweiten Weinflasche. Blanca schmiegte ihr Gesicht in das trockene Sommergras. Ich wurde traurig und wollte Piotrs Flirt irgendwie ausbremsen.

»Blanca«, meinte ich, »du bist ein klasse Mädchen. Du hast recht, dass du dich vor dieser Arbeit drückst. Das ist nichts für dich. Dein Leben liegt vor dir. Du musst nur warten, bis ihr den Krieg verliert.«

*

Wir hatten gerade die Bahnsteige des Hauptbahnhofs hinter uns gelassen, als die Warnsirenen losheulten. Die Stimme eines Rundfunksprechers informierte aus den

Hörnern der Lautsprecher, dass zwei Geschwader feindlicher Flugzeuge sich südlich des Frankfurter Luftraums bewegten.

»Uns tun sie nichts«, meinte Piotr. »Zu viel amerikanisches und jüdisches Geld ist in dieser Stadt angelegt.«

»Gott sei Dank«, sagte ich. »Wenigstens einmal verdanke ich etwas den Plutokraten. Aber eigentlich mag ich es, wenn sie deutsche Städte bombardieren, nur eben nicht die, in der ich lebe.«

»Die Leute sagen«, hob Blanca an, »dass die Alliierten Frankfurt als ihre Hauptstadt ausgewählt haben. Für nach dem Krieg.«

Der weite Platz vor dem Bahnhof lag in einem schwülen, dichten Halbdunkel, in dem helle Flecken von Sommerhemden und Kleidern flackerten, erfüllt mit Gelächter, Rufen, Pfiffen und dem Klang von Mundharmonikas. Die von der Hitze aufgewärmten Mauern ringsum ließen die Menge einen üblen, feuchten Dunst absondern, und da die Straßenleuchten ausgeschaltet waren, war alles in den Schleier einer gigantischen, großstädtischen Intimität gehüllt, die sich schnell in die bedrohliche Leblsigkeit einer verdunkelten, tödlich entsetzten Stadt verwandeln konnte.

»Kommt mit zu mir«, sagte Piotr ungeschickt. Er wusste nicht, wie er mich abschütteln sollte. »Wir müssen etwas mit dem Abend anfangen.«

»Gerne«, meinte Blanca. »Ich habe nichts dagegen.«

»Ich gehe besser schlafen«, sagte ich heuchlerisch: Genau in diesem Augenblick bekam ich eine boshafte,

durch nichts begründete Lust, Blanca Piotr nicht so einfach zu überlassen. Ich wollte, dass sie mich bitten, mich überreden, bei ihnen zu bleiben, und wusste, dass mir das gelingen würde. Im Grunde wollte ich überhaupt nicht schlafen, ich wünschte die Gegenwart von jemandem, den ich mochte, dem ich Güte und Freundschaft bieten konnte und von dem ich im Gegenzug Herzlichkeit, Vertrautheit, enge Gemeinschaft und Verbundenheit erhalten würde. Einen Augenblick lang schien es mir, als würde sich Blanca hervorragend dazu eignen. In Wirklichkeit war es aber so, dass ich das alles von Piotr erhielt, wenn auch auf umständliche und kühle Weise; Sprödeheit und Zurückhaltung waren die Attribute seiner holländischen Jugendlichkeit.

»Sei kein Kind«, sagte Blanca, »du wirst doch nicht um zehn schlafen gehen. Ich bin hundemüde, aber trotzdem würde mich nichts zu mir nach Hause ziehen. Zu den immer gleichen idiotischen Vorwürfen meiner Mutter.«

»Ich habe bei mir in meinem Zimmer keine Mutter«, brummte ich, »und gehe schlafen.«

»Gib's auf«, lachte Piotr verständnisvoll, denn er ahnte, dass ich mich auf diese Weise zurückziehen wollte, um ihm Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Mit seinem Lachen bedeutete er mir, dass er meine freundschaftliche Geste verstanden, sie akzeptiert hatte und sehr zu schätzen wusste. »Ich habe eine Flasche Rüdeshimer beschafft. Außerdem wird heute Churchill reden.«

»Du kannst ja nach den Nachrichten zu mir kommen und mir berichten.« Ich blieb stur. »Du kannst mich sogar aufwecken, wenn es etwas Wichtiges geben sollte.«

»Vorläufig«, sagte Blanca pragmatisch, »gehen wir doch sowieso alle in dieselbe Richtung.«

Das stimmte. Wir gingen also rechts in die Wiesenhüttenstraße. In dem engen Abschnitt der Straße, auf ihrer linken Seite, zeichnete sich als dunkler Fleck die schlanke, elegante Fassade des Parkhotels ab, wo sich die Straße zu einem Stadtplatz voller Bäume und Akazienduft weitete, vermischt mit dem Geruch von Autoabgasen. Vor den Gärten, die hier vor jedem der vornehmen, villenartigen Stadthäuser lagen, waren große Mercedes und BMW mit den Nummernschildern oberer Partei- und Militärbehörden aufgereiht. Am Anfang des Platzes, fast gegenüber dem Parkhotel, stand schräg zur Straße hinter einem niedrigen Mäuerchen ein dreistöckiges, schmales Haus von minderwertigerem Aussehen: Das war die Behausung für das Hotelpersonal und die Bürobediensteten.

»Geht schon mal vor«, sagte Blanca, »ich komme dann allein nach.« Sie kannte sowohl die Örtlichkeit wie die Gewohnheiten hier. Das gesamte Erdgeschoss des Hauses nahm eine Polizeiwache ein. Erfahrene Segler behaupten, dass es nirgends so sicher sei wie im Auge des Orkans. Das ist wohl wahr, ich würde aber hinzufügen, dass man wissen muss, wie man sich in diesem Auge zu bewegen hat. Man muss eben eine Methode haben.

»Na dann ade«, sagte ich im zweiten Stock, in dem ich wohnte, zu Piotr. In diesem Moment hatte ich wirklich keine Lust, ein Stockwerk weiter nach oben zu gehen.

»Hör mal«, sagte Piotr mit gutmütiger Ironie, »das gehört sich nicht. Bleib eine halbe Stunde bei uns sitzen,

dann kannst du abhauen. Ich werde dir sogar dankbar sein, wenn du dann verschwindest, aber jetzt noch nicht.«

»Du wirst immer ein kleiner holländischer Spießer bleiben«, sagte ich boshaft, »obwohl du ausschaust wie ein Hollywoodstar und manchmal redest wie ein kluger Kerl.«

Unten waren bereits Blancas Schritte zu hören. Deshalb gingen wir eine Etage weiter. Nachdem wir einen stockdunklen Flur passiert hatten, öffnete Piotr eine Tür und ließ sie einen Spalt offen. Ich fühlte mich gleich besser: Ich mochte Piotrs Zimmer. Meines war ein kleines, finsternes Loch mit einem Fenster, das gerade mal einen Meter von der gegenüberliegenden Mauer entfernt war, und nur Platz für ein großes, wenig einladendes Bett ließ, das überdies keinen Schutz bot und nichts anderes war als ein Werkzeug zur mechanischen Erholung und für abgedroschene Jugendfreuden. Das Fenster von Piotrs Zimmer ging auf die Straße, man konnte die Fassade des Parkhotels sehen, diese Fassade mit ihrer Eleganz, die gleichzeitig Gegenstand unseres Hasses, unserer Bewunderung und unserer Sehnsüchte war. In Piotrs Zimmer stand ein Metallbett mit gelblichen, einst verchromten Füßen und Stäben, so ausladend und bequem wie in den besten Pariser Hotels, wo es der wichtigste Einrichtungsgegenstand ist. Neben dem Bett stand ein Nachtschränkchen und darauf unser ganzer Stolz: ein kleiner Rundfunkempfänger Philips Philetta und auf ihm eine Nachttischlampe, was dem Kopfende des Bettes eine ungeheure Gemütlichkeit verlieh. Vor dem Fenster hing ein Plüschvorhang, den ich gleich nach dem Eintreten zuzog, während Piotr die Nachttischlampe anschaltete. Kurz

danach klopfte Blanca, trat ein und schloss die Tür sorgfältig hinter sich. Der milde Schein der Nachttischlampe tränkte den Plüsch im Fenster, was den alten, verblichenen und schmutzigen Vorhang in ein unglaublich weiches Licht tauchte. Piotr holte eine Flasche aus dem Schrank und stellte das Radio leise ein, Ilse Werner sang *Mein Herz hat heute Premiere*. Der Rüdesheimer war hellgolden und herb, hatte eine feine Säure und war sehr aromatisch: Einen solchen Wein tranken damals in Deutschland nur Parteibonzen, Millionäre, hohe Militärs und die Kellner großer Restaurants. In dem mit dem Plüschvorhang hermetisch verdunkelten Zimmer wurde es sehr heiß. Blanca lag halb auf dem Bett, Piotr saß neben ihr mit unter das Kinn gezogenen Knien, ich auf dem Stuhl mit den Beinen auf dem Waschbecken, die Schultern lehnten an Piotrs Frackhosen, die über der Stuhllehne hingen.

»Zerknittere mir meine Hose nicht«, sagte Piotr, »sei so gut.«

Wir lachten alle, ohne zu wissen warum, und ich sagte: »Höchste Zeit, dass wir heute die Badesachen nutzen. Wir tragen sie den ganzen Tag mit uns herum, und hier ist es heißer als am Strand.«

»Tolle Idee«, sagte Blanca mit weinseliger Begeisterung. Sie sprang vom Bett auf, indem sie die Beine über Piotrs Kopf schwang, und warf im Handumdrehen Rock und Bluse ab, darunter trug sie einen zweiteiligen Badeanzug. Ich zog Hose und Hemd aus und behielt nur die Badehose an.

»Schau weg«, sagte Piotr zu Blanca, als er seine dunkelblaue Trainingshose anzog.

»Warum soll sie nicht schauen?«, meinte ich dämlich.
»Soll sie sich doch daran gewöhnen.«

Piotr lachte, doch ich sah, dass ihm meine Worte nicht gefielen; er mochte derartige Direktheit nicht.

»Hier ist nichts mehr«, sagte Blanca und hob die Flasche Rüdesheimer hoch.

»Ich gehe mal runter und schaue, was sich tun lässt«, meinte Piotr und griff nach der Trainingsjacke.

»Alter Knauser ...«, begann ich, biss mir aber auf die Zunge. Man musste nur Piotrs Spind in der Umkleide der Kellner öffnen, um sich am schlanken Hals den besten Moselwein herauszuholen, den die Keller des Parkhotels zu bieten hatten, und ich wusste auch, dass Piotr mir das nie verzeihen würde, denn das war ausschließlich unsere Angelegenheit, von der keine Deutsche, nicht einmal eine so ungefährliche wie Blanca, erfahren durfte. »Schau nach, ob du eine Liebfrauenmilch bekommst«, beendete ich stattdessen meinen Satz. »Mein Lieblingswein«, fügte ich erklärend in Richtung Blanca hinzu.

»Gar kein schlechter Geschmack«, sagte sie mit einer Stimme, die mir förmlich auftrug, sie anzuschauen.

Piotr verließ das Zimmer. Im Radio war die Musik verklungen, und der Redner begann von einer märchenhaften Kartoffelernte in diesem Jahr zu sprechen, was zum Repertoire der erfreulichsten Nachrichten gehörte.

»Wechsel mal den Sender«, sagte Blanca, »irgendeinen aus der Schweiz.« Sie saß quer auf dem Bett, ihre langen Beine hatte sie vor sich ausgestreckt, ihre Schultern lehnten an der Wand. Ich wollte an den Beinen vorbei, um

zum Radio zu gelangen, doch sie versperrte mir den Weg, und ich schaffte es nicht. Das Unterteil von Blancas Badeanzug öffnete sich und rutschte auf den Boden. »Schnell, schnell«, flüsterte sie. »Hast du es endlich verstanden, Dummerchen, dass ich nur deshalb in den Taunus gefahren bin.«

Ich hatte jetzt weder Zeit noch Lust, mit ihr zu streiten, doch was sie sagte, war mit Sicherheit eine Lüge. Ich schaltete das Radio aus.

»Damit man Schritte auf dem Flur hören kann«, merkte ich sachlich an. Blanca nickte, ihre Augen halb geschlossen.

»Schnell«, wiederholte sie leise. Nach einigen Minuten hörte ich Piotrs Schritte auf der Treppe, obwohl er Turnschuhe anhatte. Ich stand auf und beugte mich über das Radio, Blanca zog den Badeanzug hoch und ging zum Spiegel am Waschbecken. Die Tür öffnete sich und zeitgleich erklang aus dem kleinen Lautsprecher das dynamische, mitreißende *In the Mood* von Glenn Miller.

»Nicht so laut«, zischte Piotr, »mach leiser, du Idiot, unten kann man alles hören.« In der Hand hielt er eine Flasche und drei Gläser. »Ich habe Weißweingläser mitgebracht, damit es stilvoller ist«, fügte er fröhlich hinzu. »Liebfrauenmilch für dich«, ließ er in meine Richtung fallen, »damit du nicht bereust, bei uns geblieben zu sein.«

Natürlich, wir tranken noch etwas, und Piotrs Laune wurde immer besser, allmählich und unabhängig von den übrigen Anwesenden. Er funktionierte in Gesellschaft eigentlich stets nach dem Prinzip einer gewissen Selbstgenügsamkeit: Auch wenn am nächsten Tag alle

behaupteten, auf einer Beerdigung gewesen zu sein, konnte Piotr erklären, er habe sich hervorragend amüsiert. Ich hatte daher nichts von dem, was vielleicht ein anderer in einer solchen Situation als Gewissensbisse bezeichnen könnte. Die Liebfrauenmilch schmeckte mir wunderbar, doch von Minute zu Minute befiel mich immer größere Müdigkeit. Blanca ihrerseits stand plötzlich auf und erklärte, sie müsse mal. Sie kam sehr lange nicht zurück.

»Was ist mit ihr los?«, fragte Piotr schließlich mit einer vollauf zufriedenen Stimme.

»Was weiß ich«, brummte ich, »ich gehe schlafen.«

»Warum braucht sie so lange?«, dachte Piotr laut nach und drehte mit Wohlgefallen eine Zigarette zwischen den Fingern.

»Vielleicht ist sie zu Savino gegangen«, sagte ich träge. »Sie kennt den Weg. Bei den deutschen Frauen weiß man nie. Sie besitzen keinen Funken Loyalität. Vor allem in diesen Dingen.«

»Erstens glaube ich nicht, dass sie so etwas täte«, meinte Piotr selbstgefällig, »und zweitens hat Savino noch Etagendienst. Er hat die Schicht übernommen, um zur rechten Zeit bei dieser Gauleiterin zu landen.«

»Du redest bezaubernd«, lachte ich. »Zuerst die Vermutung und dann das Argument.«

Da kam Blanca zurück.

»Piet«, sagte sie entschuldigend und ausschließlich zu Piotr, »sei nicht böse, aber ich muss jetzt gehen.«

»Du musst?«, wunderte sich Piotr. »Warum?«

»Ich muss. Manchmal geschehen Frauen solche Dinge, dass sie gehen müssen, selbst wenn sie keine Lust dazu

haben.«

»Das verstehe ich nicht«, gestand Piotr. Blanca schaute mich hilfesuchend an.

»Ich werde es dir erklären«, sagte ich gelangweilt. »Das ist ganz einfach. In deinem Alter darfst du das schon erfahren. Hast du vielleicht etwas Watte in der Wohnung?«

»Ich habe Verbandmaterial«, meinte Piotr ernst. »Ist etwas passiert?«

»Du bist ein ganz schöner Strolch«, sagte Blanca zu mir, ohne verletzt zu sein.

»Ich bringe dich heim«, meinte Piotr. Er tat mir leid: Jetzt erst sah ich, dass ihm wirklich an diesem Mädchen lag, dass selbst ein paar Küsse auf der Straße für ihn Bedeutung hatten.

»Nein, nein«, sagte Blanca, »ich komme zurecht, es ist nicht weit.«

»Ruf morgen an, zur Mittagszeit«, erklärte Piotr heiter. »Das war ein sehr netter Tag. Ein gelungener Tag.«

»Mach ich«, sagte Blanca. Sie zog sich rasch an, trank ihren Wein aus und sagte: »Gebt mir ein paar Zigaretten, ich habe keinen krummen Stummel mehr.«

Piotr öffnete den Schrank, nahm ein flaches Päckchen R6 vom Brett und gab es ihr.

»Du könntest ein paar deiner Reisemarken mit ihr teilen«, sagte ich. »Du plünderst von ihren Landsleuten täglich auf die unverschämteste Weise ganze Kilos Fleisch, Butter und Weißmehl, hast aber kein Mitleid mit einem schönen Mädchen, das wochenlang hungert, weil es keine paar Fetzen grünen Papiers hat, die vom Reichsernährungsamt abgestempelt sind.«

Das war eine Provokation, doch Piotr ertrug sie mit Würde: Er öffnete seinen Geldbeutel, zog ein mit einer Büroklammer sorgfältig zusammengestecktes Bündel klein zerschnittener Karten hervor, prüfte, was ihm nicht fehlte und wovon er zu viel hatte, und trennte sorgfältig einige Abschnitte ab.

»Danke«, sagte Blanca leise, »und mach's gut.«

»Na, dann auf Wiedersehen, Piet«, sagte ich. »Wir sehen uns morgen früh.«

»Bleibst du nicht, um die Nachrichten zu hören?«, fragte Piotr.

»Ich will schlafen, ich bitte dich, versteh das. Ich träume davon, endlich schlafen zu gehen.« In diesem Augenblick litt ich an einem Überfluss von Unehrlichkeit, der sich auf meinem Gesicht abzeichnete.

»Schlafen, schlafen«, lachte Piotr gutmütig, »dreiundzwanzig Jahre, und nur schlafen. Was ist das nur für eine Generation ...«

Im zweiten Stock sagte ich höflich zu Blanca: »Vielleicht bleibst du über Nacht bei mir?«

»Ich kann nicht«, antwortete sie. »Ich gehe nicht zu Mama. Ich fahre noch heute in der Nacht. Ich hatte nicht den Mut, das Piotr zu sagen, er war so nett und hat so große Lust auf mich.«

»Mhm«, ich verstand. »Also besser, du belügst ihn, was?«

»Besser. Ich rufe morgen nicht an, und übermorgen wird er sich nicht mehr daran erinnern, wie ich aussah.«

»Na, dann komm zu mir. Du kannst morgen früh fahren.«

»Ich kann nicht, ich habe mich mit einer verabredet, die gerade eine Dienstverpflichtung in eine Fabrik bekommen hat und ausreißen will. Sie ist siebzehn Jahre alt. Das ist ihr erstes Ausbüxen. Ich kann sie nicht sitzenlassen.«

»Schade«, sagte ich höflich. Ich dachte an meine Müdigkeit, am nächsten Morgen musste ich beim Frühstück auftragen.

»Mir tut es auch leid. Du gefällt mir.«

»Mach's gut. Wenn sie dich unten ansprechen, sag, dass du von der Büroangestellten Annemarie Klein kommst. Sie wohnt im ersten Stock.«

»Das weiß ich genauso gut wie du«, lachte sie im Dunkeln und ging langsam, die Stufen suchend, hinunter.

In diesem Augenblick, erst jetzt, hätte ich wer weiß was getan, um sie aufzuhalten. Sie schien mir schön und gut zugleich zu sein, ihre auf der Treppe in der Dunkelheit entschwindende Gegenwart wurde zu etwas Wertvollem und Warmem. Klar: Die vorherrschenden Gründe für diese Gedanken waren Neugier und jugendliche Unersättlichkeit. Ich hatte sie rasch und kurz, wie skizzenhaft kennengelernt, alles in mir sehnte sich nun nach einer vollendeten und erschöpfenden Freude an diesem neuen Geschenk des Lebens, einem frisch eroberten Mädchen. Auch die Müdigkeit konnte meinen Willen und meine Absichten nicht bremsen, zu Beginn des dritten Lebensjahrzehnts ist fast jede Müdigkeit gleichbedeutend mit Zufriedenheit. Doch das schräge jugendliche Gefühl dafür, was sich ziemt und was nicht, erlaubte es mir nicht, einfache Wünsche auszudrücken. Ich gefalle ihr nur aus dem Grund, redete ich mir ein, weil mir nichts an ihr liegt.

Das ist immer so. Und zu guter Letzt ist es nur eine
Deutsche. Ich habe sie rumgekriegt, das ist das Wichtigste.

2

Die Liebe ist, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt und vom Schicksal geschlagen ist, eine der zentralen Voraussetzungen der Existenz, ein wie selbstverständliches Verlangen nach Mädchen und Gelächter. Vom Schicksal sehr geschlagene Menschen klapperten damals in Holzpantinen über das Pflaster deutscher Städte. Holzpantinen kosteten vier Mark das Paar, die Löhne betrugen etwa dreißig Mark im Monat, gewaltige Menschenmassen gelangten an den Tiefpunkt ihrer Qual: Der Totalitarismus – das Krebsgeschwür jenes angeblich so blühenden Jahrhunderts – zwang sie dazu, für plumpe, traurige Symbole zu sterben, oder er verhinderte, dass sie für sich selbst lebten. Sie wurden zu Millionen in Güterzügen aus Frankreich, Polen, der Ukraine und Italien in die gigantische Maschinerie der deutschen Industrie geholt. Einige Jahre lang war ihr Grundrecht auf Leben und Freiheit nichts als der Treibstoff für diesen Mechanismus. Wer weiß, ob ich nicht zufällig ein heftiges Mitleid und ein Verlangen nach Gerechtigkeit mit Liebe gleichgesetzt habe: Letztlich besteht die Menschheit aus einzelnen Menschen, was jeden Altruismus erschwert, aber im selben Moment Ursprung aller Menschlichkeit ist. Man braucht eine Menge guten und frommen Willens, auch naive Bewunderung, um in jedem, der einem begegnet, sofort den Menschen zu erkennen und eine ganz verallgemeinerte

Liebe auf ihn zu beziehen, doch wie soll man sich um den eigenen guten Willen im Alltag kümmern, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt ist und nicht den schlechtesten Appetit auf Abenteuer besitzt?

Aufgrund meiner Neigung, die durch Jack London und Hollywoodfilme mit Gary Cooper so wunderbar gefördert worden war, ging es mir gar nicht so schlecht. Cowboy und Detektiv waren die positiven Helden meiner Weltsicht. Der Geist sportlicher Loyalität, Fair Play selbstloser Gentlemen auf dem Sportplatz hat so oft das Schicksal Einzelner mitbestimmt, jedoch herrschte er nicht bis ans Ende der menschlichen Vorbestimmung, in der letzten Dimension, wenn der Tod zu etwas Alltäglichem wurde. Bei alledem gab es eine ganz eigene Vornehmheit der Reflexe und Sehnsüchte, stark mit Zuckerguss überzogen nach Art der Vorhersehung in einem Wodehouse-Roman und mit jener Politur von Pseudorealität, wie sie von Metro-Goldwyn-Mayer und Paramount in den Eingangshallen großer Hotels produziert wurde, mit herumeilenden William Powells, Marlene Dietrichs und Clark Gables, zu den Klängen der Melodie *Smoke Gets in Your Eyes* ... Klar, dass dieses Bild vom Leben keinen Schluss darauf zuließ, wie es wirklich war, doch mit gewaltiger Kraft verabreichte es einem die Überzeugung davon, wie es sein müsste, damit es schön aussähe, es schuf also die Muster für Träume im Leinwandformat des Kinos Rialto. Und so gab es vor diesem Krieg Vorlieben zu Tausenden, wir träumten von Krawatten und Situationen, in denen wir unsere Seufzer aus dunklen Kinosälen und die Phantasien unserer Schullektüren wiederfinden würden. Wir waren vom Kult

der angelsächsischen Kühle und Beherrschung durchdrungen, von der weltumspannenden Natur, dem moralischen Relativismus der Literatur. Einzigartigkeit und Unberechenbarkeit des Schicksals, freie Ausbildung der Prinzipien und unbedingte Ehrlichkeit des eigenen, originalen Schaffens – das waren die Ideale, die die Tore zum Leben öffneten und zu den Karrieren romantischer und edelmütiger Hochstapler, verbitterter und zauberhafter Ärzte, dynamischer und brutaler Polizisten mit engelsgleichen Herzen und von Fußballspielern mit Liebe zu Tuwim und Vicky Baum führten. Bei mir, in Warschau, in den Kreisen des peinlich berührten Kleinbürgertums, wo die Beschaffung von Milch und Eiern keinerlei Problem darstellte, während die Riviera ein Begriff wie von einem anderen Planeten war, verdarben solche Sehnsüchte die Seele. Sie verhinderten es, die Modernität der Wohnblocks und Villen in den neuen Siedlungen zu erkennen, die bestens funktionierende Post oder den bewunderungswürdigen Fortschritt auf dem Gebiet der Sozialversicherungen; nur die ausgedehnten Hafenanlagen von Gdynia boten ihnen mehr oder weniger einen solchen Ausweg.

Doch trotz allem vermochten wir zu lachen und uns über diesen Rest an nicht verbittertem Witz zu freuen, der irgendwo in der Nachkriegswelt verloren gegangen ist; wir wurden noch mit dem klugen und zugleich fröhlichen Kabarettlied groß und glücklich, während der seinerzeit verpflichtende Swing-Stil eine reine motorische Freude war. Zum Beispiel belustigte es uns damals besonders, in Herrn Eißlers Kaffee zu spucken. Das große Mysterium der

Kaffeeverunreinigung fand um halb neun statt, pünktlich und täglich. Diese Regelmäßigkeit bestärkte uns in der Überzeugung von der Unverrückbarkeit des Universums und der Gesetzmäßigkeiten der Moral, trotz der Tonnen von TNT, die gerade rund um uns herum aus den Liberator- und Halifax-Bombern fielen. »Einen Kaffee für Herrn Eißler!«, riefen Pierre oder Savino, Leo, Jupp, Piotr, Vessely, Marcel, Abbelé oder ich, an der mit Blech beschlagenen Küchentheke stehend, auf die wir ein Silbertablett mit einem silbernen Kaffeekännchen und einem kleineren Kännchen für die Sahne stellten. Der stellvertretende Küchenchef, der beim Frühstück Dienst hatte, nahm beide Kännchen mit sich in die Tiefe des unermesslich großen Küchenraums, damit ich nicht sah, wie er in das größere jeweils zur Hälfte echten Kaffee und den für die Gäste bestimmten Getreidekaffee goss und wie er in dem kleineren ein bisschen echte Sahne mit entrahmter Lebensmittelkartenmilch vermischte. Dieses Verfahren war ebenso rituell wie sinnlos, weil jeder von uns nur zu gut vom richtigen Bohnenkaffee vom Schwarzmarkt und der fetten Sahne wusste, die sich in der Küche des Parkhotels verbargen und allein für dessen Herrscher bestimmt waren. Zugleich war es ein Akt gewöhnlichen Schwindels, da Herr Eißler aufgrund gegenseitiger geheimer Absprachen zwar morgens zum Frühstück richtigen Kaffee und richtige Sahne ohne minderwertige Zusätze erhalten sollte, wie sie überall in Lebensmitteln vorkamen, doch die stellvertretenden Küchenchefs von der zutreffenden Annahme ausgingen, dass der vom Krieg abgehärtete Gaumen des Herrn Eißler den Schwindel nicht